

Klaus Wengst

Eine Vision gegen Angst und Mutlosigkeit

Sozialgeschichtliche Bibelauslegung zu
Offenbarung 1,9–18

9 Ich, Johannes, euer Bruder, der mit euch Bedrängnis, Königtum und Beharrungskraft in Jesus teilt, war wegen Gottes Wort und Jesu Zeugnis auf der Insel Patmos. 10 In Geistkraft geriet ich am Tag, der Jesu Herrschaft feiert. Hinter mir hörte ich einen lauten Ton, wie von einer Posaune: 11 „Was du siehst, schreib in ein Buch und schicke den sieben Gemeindeversammlungen, nach Ephesus und Smyrna, nach Pergamon und Thyatira, nach Sardes, nach Philadelphia und Laodizea.“ 12 Ich drehte mich um, die Stimme zu sehen, die mit mir gesprochen hatte. Als ich mich umgedreht hatte, sah ich sieben goldene Leuchter 13 und in der Mitte der Leuchter jemand, der einem Menschensohn ähnlich war, fußlang bekleidet und um die Brüste mit einem goldenen Gürtel gegürtet. 14 Haupt und Haare waren weiß wie Wolle, weiß wie Schnee, seine Augen wie eine Feuerflamme, 15 seine Füße ähnelten geschmolzener Bronze, wie im Ofen gebrannt, seine Stimme war wie das Rauschen großer Wassermassen, 16 in seiner rechten Hand hatte er sieben Sterne, aus seinem Mund ragte ein zweischneidiges, scharfes Schwert, wie die Sonne in ihrer leuchtenden Kraft sah er aus! 17 Als ich ihn sah, fiel ich wie tot zu seinen Füßen. Er legte seine Rechte auf mich und sagte: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte 18 und der Lebende. Ich war tot, und da! ich bin lebendig bis in alle Ewigkeiten. Ich habe die Schlüssel des Todes und des Totenreichs. 19 Schrieb nun, was du gesehen hast und was ist und was danach geschehen wird! 20 Hinter den sieben Sternen, die du auf meiner Rechten gesehen hast, und den sieben goldenen Leuchtern verbirgt sich Folgendes: Die sieben Sterne sind Boten der sieben Gemeindeversammlungen, die sieben Leuchter sind die sieben Gemeindeversammlungen“ (Übersetzung aus der Bibel in gerechter Sprache).

Der Autor der Apokalypse stellt sich am Beginn seines Werkes mit seinem Namen, Johannes, vor und bezeichnet sich dabei als „Sklave Jesu, des Gesalbten“ (1,1); er steht in messianischem Dienst. Am Beginn des Predigttextes macht er weitere Angaben über sich selbst. Er nennt sich „Bruder und Genosse“ derer, an die er schreibt, die Mitglieder in den Jesusgemeinden der Provinz Asia. Mit ihnen ist er in geschwisterlicher Gleichheit und gemeinsamer Teilhabe verbunden. Was er mit ihnen teilt, klingt sehr eigenartig. Es ist zuerst die *thlipsis*. Die treffendste Übersetzung dieses griechischen Wortes ist das altmodische deutsche Wort „Drangsal“. Gemeint ist eine von außen verursachte bedrängende Situation. Johannes betont damit, dass er unter denselben Leidensbedingungen lebt wie seine Leser- und Hörerschaft. Sodann nennt er die *basileia*. Nach 1,6 hat Jesus die Gemeinde zur *basileia*, zu einem Königreich, gemacht, zur Herrschaft gebracht. Wenn aber alle „herrschen“, gibt es keine Herrschaft mehr der einen über die anderen. Die Teilhabe an der gegenwärtigen Herrschaft Jesu vollzieht sich also im Leben der Gemeinde als jetzt schon existierende Gegenmacht. Schließlich nennt Johannes die *hypomoné*, das Ausharren bei Jesus. Das ist ein Schlüsselwort der Apokalypse. Nicht zuletzt darin ist er mit seiner Leser- und Hörerschaft verbunden, dass er ausharrt, standhält, an Jesus festhält. Aus dieser Verbundenheit heraus mahnt er sie dazu, ihrerseits auszuharren, „dran“ zu bleiben. Der innere Zusammenhang dieser dreifachen Genossenschaft lässt sich so beschreiben: Die Bedrängnis wird ausgehalten und die eigentümliche Form ihrer Herrschaft inmitten der Bedrängnis aufrechterhalten im Festhalten an Jesus.

Die Teilhabe an der gegenwärtigen Herrschaft Jesu vollzieht sich im Leben der Gemeinde als jetzt schon existierende Gegenmacht.

Kontext und Text

Wie soll man sich „die Bedrängnis“ vorstellen, in der sich die an Jesus als Messias glaubenden Menschen in der Provinz Asia vorfanden? Als wichtigster Punkt ist der Kaiserkult zu nennen. Bei ihm handelte es sich nicht um einen isolierten Aspekt,

Johannes findet sich nicht damit ab. Er hat Visionen. Aber er ist kein Träumer.

sondern um ein Phänomen, das das gesamte politische und gesellschaftliche Leben durchdrang. Er manifestierte sich vor allem in den Festen, die das städtische Leben bestimmten und sich als attraktiv für die ganze Bevölkerung gaben, letzteres vor allem auch durch ergänzende Wettbewerbe im Theater, durch Athletenspiele und Tierkämpfe, durch Spenden und Festmahlzeiten. Dabei waren die Türpfosten der Häuser mit Lorbeerkränzen zu behängen. An auf den Kaiser oder Mitglieder seiner Familie bezogenen besonderen Tagen war es angesagt, sich gut zu kleiden und zu bekränzen. Öffentliche Gelübde für das Wohl (*salus*) des Kaisers gab es von Augustus an. Bei allen öffentlichen und privaten Eiden wurde der *genius* des Kaisers angerufen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, dass „es üblich (war), Büsten, Bilder und Statuen zumindest durch einen Gruß, einen Handkuß, zu ehren“ (vgl. Manfred Clauss, Kaiser und Gott. Herrscherkult im römischen Reich, München u. a. 2001; 328). Wer sich all dem entzog, konnte nur allzu leicht in den Verdacht der Illoyalität geraten. Wer nicht mitmachte, was allen selbstverständlich war, wurde schnell kriminalisiert. Die von Johannes vorausgesetzte Situation ist also so vorzustellen, dass in einer vom Kaiserkult geprägten Atmosphäre Gemeindeglieder sich am öffentlichen Leben nicht beteiligten und so durch ihr weltfremdes Verhalten auffielen. Sie wurden beargwöhnt und verdächtigt, schließlich angezeigt. Das wiederum führte zu Hinrichtungen, die ihrerseits wieder in der Lage waren, eine Pogromstimmung zu schüren, die Schlimmes befürchten ließ.

Johannes teilt diese Bedrängnis, insofern er nicht freiwillig auf Patmos ist, sondern als Verbannter: „Ich geriet (*egenómen*) auf die Insel Patmos um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen.“ *ginomai* dient nicht zur Bezeichnung von etwas, das jemand macht, sondern was mit ihm oder ihr geschieht. Als so an der Bedrängnis seiner Geschwister Teilhabender nimmt er die Wirklichkeit von unten und vom Rand her wahr. So gesehen ist der Weltlauf zum Heulen (5,4). Für ihn und die Seinen erscheint die Welt verrammelt, eingeschlossen und bedroht von übermächtiger Gewalt. Johannes findet sich nicht damit ab. Er hat Visionen. Aber er ist kein Träumer. Wie kommt er zu seinen Visionen? Ob und wie er „Gesichte“ gehabt hat, sei dahingestellt. Mit Sicherheit jedoch lässt sich sagen, dass er „gesichtet“ hat, nämlich seine jüdische Bibel (Jürgen Ebach). Dass bei ihm aus

dem Lesen der Bibel Visionen werden, dass er daraus Perspektiven für sein Leben gewinnt und für das Leben der Gemeinden, das führt er auf Geisteskraft zurück. Mit demselben Wort, das er für seinen Aufenthalt auf Patmos gebraucht, sagt er: „Ich geriet in Geisteskraft“ – eine Kraft, die nicht selbst gemacht ist, sich aber beim Lesen der Bibel einstellen kann. Und die dann stark dafür macht, sich nicht unterkriegen zu lassen, sondern Perspektiven zu gewinnen über die als schlimm erfahrene Wirklichkeit hinaus.

Der Menschenohngleiche

Der Predigttext ist die erste Vision. Und das Erste, was Johannes sieht, ist nicht ein Was, sondern ein Wer: Jesus. Doch zunächst erblickt und beschreibt er sozusagen den Rahmen des Bildes: sieben goldene Leuchter. Naheliegender ist es, an den in 2. Mose 25,31.37 erwähnten goldenen Leuchter mit sieben Lampen, die Menora des Zeltens der Begegnung, zu denken. Ein solcher Leuchter wird auch in Sacharja 4,2 visionär geschaut. Allerdings ist das ein Leuchter mit sieben Lampen, während hier von sieben Leuchtern die Rede ist. Diese Änderung dürfte sich für Johannes aus seiner Anwendung auf die sieben Gemeinden ergeben (1,20). Die Kennzeichnung der Leuchter als goldene weist in den kultischen Bereich. Werden die sieben goldenen Leuchter mit den sieben Gemeinden identifiziert, heißt das: Als goldene Leuchter und damit als „Kultgegenstände“ sind diese Gemeinden Gott geweiht, von ihm mit Beschlag belegt; sie gehören ihm.

Wie nun Johannes „inmitten der Leuchter“ Jesus sieht und beschreibt, ohne ihn mit diesem Namen zu nennen, ist sehr eigenartig. Er sieht ihn anders als andere. Für Menschen außerhalb der Gemeinde ist er bestenfalls ein edler Mensch, der leider hingerichtet worden ist. Für Johannes wird gerade dieser gekreuzigte Jesus sozusagen durchsichtig auf Gott. Und diese Durchsichtigkeit Jesu auf Gott erschließt ihm die Bibel. Er nennt ihn hier „den Menschenohngleichen“. Dabei begeht er eine grammatische Gewaltsamkeit; auf *hómoion* („gleich“) müsste ein Dativ folgen. Johannes setzt jedoch den Akkusativ. Er weiß, dass *hómoion* bei einer nominalen Vergleichsaussage mit dem Dativ konstruiert wird. Das tut er in seiner Schrift in zwanzig Fällen. An zwei Stellen jedoch, in Verbindung mit „Menschensohn“, tut er es nicht. Das kann nicht ein Versehen oder gar sprachliche Unfähigkeit sein, sondern geschieht mit voller Ab-

sicht. Er will die geschaute Gestalt nicht mit einem Menschen vergleichen. Indem er das regierende Nomen in denselben Kasus setzt wie das Wort *hómoios*, gilt ihm die ganze Wendung als prägnante Bezeichnung einer bestimmten Gestalt. Er versteht diese Bezeichnung titular, sodass man in der deutschen Übersetzung den Artikel setzen muss: „der Menschensohn gleiche“. Johannes nimmt hier Daniel 7,13 auf. Die weitere jüdische Tradition versteht die dort geschaute symbolische Gestalt „wie ein Mensch(ensohn)“ als den von Gott beauftragten endzeitlichen Richter. Diese Entwicklung vom symbolischen Vergleich in Daniel 7 zu einer bestimmten Gestalt und deren Identifizierung mit Jesus setzt Johannes voraus. Den so verstandenen auferweckten Jesus bezeichnet er in eigener Wiedergabe von Daniel 7,13 als „den Menschensohn gleichen“. Ihn erblickt er „inmitten der Leuchter“. Diese Zuordnung von Leuchtern und Jesus in ihrer Mitte ist ihm Symbol für die Präsenz Jesu in seiner Gemeinde. Bei ihr ist der, der wirklich und zuletzt die Macht hat.

Er sieht ihn „bekleidet mit einem bis auf die Füße reichenden Gewand und um die Brust gegürtet mit einem goldenen Gürtel“ (vgl. Daniel 10,5; Ezechiel 9,2). Mit diesen Aussagen sind königliche und hochpriesterliche Motive verbunden. „Sein Kopf und seine Haare: weiß wie weiße Wolle, wie Schnee.“ Hier bezieht sich Johannes wieder auf Daniel 7. Dort heißt es umschreibend von Gott, dem Weltenrichter: „Ich sah, wie Throne aufgestellt wurden, und ein Hochbetagter setzte sich, sein Gewand wie Schnee: weiß, und das Haar seines Hauptes wie Wolle: rein“ (Daniel 7,9). Wenn Johannes hier Momente der Umschreibung Gottes auf Jesus überträgt, heißt das nicht, dass er Jesus zum Gott machen will. Das gebrauchte Bild, wörtlich: „der Alte an Tagen“, evoziert die Ehrwürdigkeit des Alters. Gott ist sozusagen der Alte schlechthin, er ist Gott von Uranfang an. Wenn in der Vision des Johannes Jesus dessen Züge bekommt, ist damit gesagt, dass sich im Handeln Jesu Gottes Handeln vollzieht, auch endzeitlich, dass Gott in Jesus nicht als der begegnet, der zufällig einen neuen Einfall hat, sondern als der Treue und Beständige, der er schon immer war.

„... und seine Augen: wie flammendes Feuer“. Hier zeigt sich eine Vermischung von Daniel 7,9 und 10,6. Der Vergleich der Augen mit flammendem Feuer bringt zum Ausdruck, dass sie alles durchdringen, dass nichts vor ihnen verborgen

bleibt. Das, was das Licht der Öffentlichkeit scheut, was vertuscht und unter den Teppich gekehrt werden soll: das Unrecht der Mächtigen, entgeht den Augen des himmlischen Richters nicht. Das ist die Intention dieser aus der Apokalyptik stammenden Aussage, dass Gott alles sieht – und nicht das Erheben eines moralischen Zeigefingers. „... und seine Füße gleich Libanonkupfer, wie im Schmelzofen ausgeglüht“. Dieses Motiv ist Daniel 10,6 entnommen und vor dem Hintergrund der Vision von Daniel 2 zu verstehen. Die dort aus fünf unterschiedlichen Materialien bestehende große Statue, die die Weltreiche symbolisiert, steht auf Füßen halb aus Eisen und Ton. Was auf tönernen Füßen steht, hat keinen Bestand. Die Weltreiche stürzen in sich zusammen. Aber Jesus, sagt Johannes, bleibt; er hat festen Stand. „... und seine Stimme: wie die Stimme von Wassermassen“ (vgl. Ezechiel 1,24; 43,2). Unüberhörbar – diese Stimme wird durchdringen, auch wenn sie all den großen Machern noch so vernachlässigenswert erscheint. In denselben Zusammenhang gehört das weitere Bild: „Und aus seinem Mund ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert hervor“ (vgl. Jesaja 11,4; 49,2). Aus dem Mund gehen Worte hervor. Der erfahrenen Gewalt wird hier das ohnmächtige Wort entgegengesetzt und auf seine Wirkung und Macht vertraut. Das ist mit dem aus dem Mund herausgehenden Schwert visionär ins Bild gesetzt. Vor dem Hintergrund der biblischen Stellen kennzeichnet Johannes Jesus damit als den messianischen Richter, der letztgültig Recht schafft. Jesus hat von Gott her das letzte Wort. Dem entspricht der Schluss der Vision: „Und sein Antlitz: wie die Sonne leuchtet in ihrer Kraft“ (vgl. Ri 5,31; Dan 12,3). Das kennzeichnet Jesus als den, der schon der Auferstehungswirklichkeit teilhaftig ist, ganz und gar in der Dimension Gottes steht.

Unmittelbar vor der Kennzeichnung der Stimme als durchdringend heißt es: „Und er hatte in seiner rechten Hand sieben Sterne.“ Diese Stelle fällt aus der übrigen Beschreibung heraus; sie ist – bis auf „die rechte Hand“ als Sitz von Kraft und Macht – ohne biblischen Bezug. Wenn Johannes sie dennoch bringt, muss ihm an dieser Aussage liegen. In 1,20 identifiziert er die sieben Sterne mit „den Engeln der Gemeinden“, vergewissert also seine Adressatenschaft, von Jesus gehalten und bei ihm bewahrt zu sein. Aber das ist nicht der Ursprung des Bildes und es ist auch nicht die einzige hier beabsichtigte Deutung. Die sieben Sterne sind

Sonne und Mond und die fünf in der Antike bekannten Planeten als Schicksalsmächte. Wer sie in der Hand hält, hat das Schicksal der Welt in der Hand. Römische Kaiser ließen sich auf Münzen als Zeus mit den sieben Sternen in der Hand abbilden. Sie gaben sich damit als Weltherrscher aus, die den Lauf der Welt bestimmen. Nein, sagt Johannes; ich habe da eine andere Vision: Jesus hat alles in der Hand, nicht der Kaiser in Rom. Und deshalb habe ich auch keine Angst.

Fürchte dich nicht!

So heißt es dann auch im Anschluss an die Vision, als Johannes wie tot der geschauten Gestalt zu Füßen fällt: „Er legte seine Rechte auf mich, sprach: ‚Fürchte dich nicht!‘“ Warum er sich nicht zu fürchten braucht, begründet die folgende Selbstvorstellung des Geschauten. Sie enthält drei Punkte. Zunächst: „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.“ In der biblischen Tradition werden solche Aussagen von Gott gemacht (vgl. Jesaja 44,6; 48,12). Wenn es hier Jesus von sich sagt, will Johannes damit deutlich machen: Gott tritt in ihm auf den Plan, handelt in ihm, und zwar als der, der er in seiner Treue immer schon war und bleiben wird. Mit „Erster und Letzter“ wird All-Souveränität in zeitlicher Hinsicht ausgesagt. Dass das von Jesus nicht absolut gilt, also losgelöst von seiner Beziehung auf Gott, sondern nur insofern der ewige Gott in ihm und durch ihn zum Zuge kommt, wird gleich der zweite Punkt deutlich machen. Jesus wird nicht vergöttlicht. Doch zuvor ist noch auf das auffällige dritte Glied in diesem ersten Punkt einzugehen: „der Lebendige“. Die All-Souveränität in Bezug auf die Zeit gilt so wenig wie bei Israels Gott in abstrakter Zeitlosigkeit, sondern der zeitüberlegene Jesus erweist sich in der Zeit als der Lebendige. Man könnte auch formulieren: Von Jesus wird als dem Präexistenten gesprochen, weil er der Präsente ist. Vor allem aber wird die Lebendigkeit Jesu ausgesagt im Blick auf sein Todesschicksal. Nicht die Weltmacht, die ihn brutal aus dem Weg geräumt hat, triumphiert. *Er* ist der Lebendige, nicht totzukriegen.

Die Aussagen im zweiten Punkt basieren auf einem bestimmten Geschehen. „Und ich war tot, und siehe: Lebendig bin ich auf immer und allezeit.“ Ähnliche Aussagen begegnen im Blick auf den zweiten Teil biblisch wiederum von Gott (vgl. 5. Mose 32,40; Jesus Sirach 18,1). Eigentümlich ist demgegenüber, dass sich der erhöhte Jesus aus-

drücklich auf seinen Tod bezieht. Das ist nach der vorangehenden Prädikation eigentlich ein Unding. Wie kann vom Ersten und Letzten und Lebendigen ausgesagt werden, dass er „tot war“? Aber dieser Tod gehört offenbar unlösbar zu seiner Identität hinzu. So paradox es auch klingen mag: Er gehört hinzu als Teil seiner Lebendigkeit. Denn der Tod Jesu ist hier nicht verstanden als vorübergehender Betriebsunfall, der durch die Auferstehung schnell repariert und ausgebügelt worden wäre. Gewiss, Jesus ist nicht totzukriegen; seine legalen Mörder werden nicht triumphieren. *Er* triumphiert – dank Gottes endzeitlich-neuschöpferischer Tat der Auferweckung. Aber sein Triumph ist anders als der ihre. In ihn bleibt sein Schicksal eingezeichnet.

Im dritten Punkt heißt es: „Und ich habe die Schlüssel des Todes und des Hades.“ Damit ist gesagt: Jesus als der Lebendige, der gestorben war und auf immer lebt, hat auch die Macht, Tod und Hades die Beute zu entreißen, hat die Macht, Tote lebendig zu machen. Die Weltgeschichte ist nicht tödlich geschlossen; die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht, sondern der von Gott Auferweckte schließt die Weltgeschichte, die über Leichen gegangen ist, wieder auf. Hier artikuliert sich Auferstehungshoffnung gegen die tödliche Macht des Faktischen. Jesus hat von Gott her das letzte Wort; er hat die entscheidende Schlüsselfunktion.

Klaus Wengst

Em. Professor für Neues Testament.

Literatur:

Klaus Wengst, „Wie lange noch?“ Schreien nach Recht und Gerechtigkeit – eine Deutung der Apokalypse des Johannes, Stuttgart 2010

Jesus wird nicht
vergöttlicht.